

wesenen Buddhatypen, keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt habe, daß sogar die buddhistische Plastik Vorderindiens aus der Zeit der Gupta-Könige (seit 319 n. Chr.), also über dreihundert Jahre nach der höchsten Blüte der graeco-buddhistischen Kunst, ohne das Vorbild der letzteren denkbar sei. Inzwischen hat Albert v. Le Coqs großes Tafelwerk „Die buddhistische Spätantike in Mittelasien“ ein reiches Bildermaterial wie nüchterne historische Daten und archäologische Tatsachen sprechen lassen, in London ist (bei Butterworth u. Co.) das Buch des indischen Professors Gauranga Nath Banerjee „Hellenism in Ancient India“ erschienen, etwa in der Art des heute etwas überholten kleinen Buches des belgischen Grafen Goblet d'Alviella „Ce que l'Inde doit à la Grèce“, doch breiter angelegt. Das Publikum ist gegenüber den erwähnten Versuchen kritisch geworden, und das in seinen Motiven einigermaßen unklare, jedenfalls aber von Europamüdigkeit zeugende Bestreben, jeden antiken Einfluß auf indische oder gar ostasiatische Kunst als gering hinzustellen, noch lieber ganz zu leugnen, kann als abgetan gelten.

Vielleicht hätten die Inder, wenn nicht die schöpferische Tat im hellenistischen Gandhāra geschehen wäre, einst selbst in Abweichung vom ursprünglichen Nur-Symbolismus die Gestalt des Meisters darzustellen versucht. Aber wir dürfen bezweifeln, daß dann ohne das antike Vorbild jenes überirdisch lächelnde Antlitz geschaffen worden wäre, das uns vertraut ist. Und dieser Zweifel erhält seine Berechtigung, wenn man die seelenlosen Skulpturen der Jaina-Heiligen betrachtet, deren archäologische Vergangenheit zwar noch nicht ganz aufgeklärt ist, offenbar aber mit Gandhāra in keinem Zusammenhang steht.



Sāngkha Chāi, Siamesischer Dickbauchbuddha
Berlin, Museum für Völkerkunde